



Die Durchtrennung der Welt

Auf dem Land sind wir einiges gewohnt. Die Busse fahren seltener und die Kleidung der Bewohner fällt meist etwas wettertauglicher als superchic aus. Es gibt weder Coffee-to-go noch Convenience-Food - die Uhren gehen buchstäblich etwas langsamer. Das gilt leider auch für das Internet. Entschleunigung ist sicher ein guter therapeutischer Ansatz, wenn es um die innere Balance und das körperliche Wohlbefinden geht, aber im Hinblick auf die Internetgeschwindigkeit ist sie Gift. Oder haben Sie jemals jemanden getroffen, der in einer lahmen DSL-Verbindung einen gesundheitsfördernden Ansatz sieht? Langsam ist langsam und das lassen sich selbst entspannte Dörfler nicht schönreden. Sicher, man muss sich auch mal mit etwas abfinden können, aber ich möchte nicht wissen, wie viele Träume sich auf dem Land um 100-MBit-Leitungen drehen. Was man da alles machen könnte! Stattdessen tröpfeln allenfalls ein paar hundert Kilobyte unter dem Acker entlang und jeden Gedanken an Amazon Prime oder Netflix verkneifen wir uns mit einem Seufzer der Unerreichbarkeit, währenddessen wir die nackte Faktizität der Begriffe Geduld und Hoffnung zu spüren bekommen. Ein bisschen WWW haben wir ja und der Gedanke an sibirische Netzeinöde ist zuweilen tröstlich. Wir hegen unser Pflänzchen und freuen uns an der stetig leuchtenden DSL-LED am Router. So müssen sich die antiken Seefahrer beim Anblick des Leuchtturms von Alexandria gefühlt haben. Der prüfende Blick auf den Router umkränzt den Tag. Dauerleuchten bedeutet Sorglosigkeit.

Aber wehe, das Lämpchen flackert oder blinkt. Dann ist es schlagartig vorbei mit der ländlichen Idylle. Auf dem Fuße folgend setzt der Überlebenskampf ein. Ohne Zutun des Verstandes führe ich die Notmaßnahmen durch: Steht die Verbindung zum Router? Check! Galvanische Trennung vom Netz. Mindestens zwei Minuten abwarten, besser drei. Ist eigentlich technischer Unsinn, aber elektronische Homöopathie hat schon geholfen. Check! Die LED blinkt weiterhin. Trennung des Kabels von der Telefondose. Ruhig atmen. Drei Minuten runterzählen. Die Familie fragt, ob es Probleme mit dem Internet gäbe. „Ja“, kommentiere ich lakonisch. Inzwischen läuft die Bootsequenz. Der Selbsttest ist durch und die Kontrollleuchte zeigt die Verbindung an. Jetzt noch das Telefon. Check! DSL blinkt. Mist. Das ist der Worst Case. Kein Sync. Alles noch einmal von vorn. Einmal ist keinmal. Nichts. Ich lasse die Pads des imaginären Defibrillators sinken, notiere den Disconnect und informiere die Familie. Wir sind offline.

Der Ernstfall ist eingetreten. Wir haben nichts mehr. Diese Stille ist wie ein Vakuum. Selbst Windows ist ohne Internet nahezu unbrauchbar und versucht im Dauerreboot vergeblich, seine Updates zu vervollständigen. Immerhin haben wir unsere Handys, um Hilfe zu rufen. Nach einem höflichen Telefonat und einem Portreset haben wir zwar eine Gutschrift, aber nach wie vor kein Netz. Erstaunlich, aber das Leben geht tatsächlich weiter. Gut, dass die Waschmaschine ohne Webzugriff auskommt. So viel Wäsche haben wir noch nie gemacht.

Drei Tage später stand die Verbindung wieder und das vertraute Dauerleuchten erfüllte den Raum. Der Browser startete anfangs etwas schlaftrunken, aber mit jedem neuen Ladevorgang erholte sich die digitale Durchblutung unseres Umfelds. Eine Baggerschaufel hatte ein amtlich für tot erklärtes, doch höchst lebenswichtiges Kabel durchtrennt.

An diesem Tag ist mir vollends klar geworden, dass es kaum noch eine Trennung von on- und offline gibt. Das analoge verschmilzt mit dem digitalen Leben. Und das gilt sowohl für das urbane als auch das ländliche Leben.

Oliver Block